

Neugründung im Hochgebirge.

Neugründung im Hochgebirge

Die südafrikanische Bergwelt und die Eigenart der Hügellandschaften mit ihren besonderen Eindrücken auf des Nordländers Gemüt, wurden in diesen schlichten Beiträgen zur Missionsliteratur wiederholt geschildert. Die bisher besuchten sieben „Missionsforts“ liegen jedoch im Küstengebiet und Mittellande. Heute wollen wir einige Staffeln höher steigen bis ins eigentliche Hochgebirge.

Letzteres kann sich allerdings nicht mit den gewaltigen Bergriesen Ostafrikas messen oder sich neben den schneebedeckten Firn des Kilimandscharo stellen, aber die bis zu 10 000 und 12 000 Fuß aufragenden Höhen der Drakensberge bilden immerhin ein Hochgebirge. Eine wildzerklüftete Flanke desselben türmt sich als Grenze zwischen der kleinsten Provinz der South-Africa-Union und Basutoland auf. Hier, in der nordwestlichsten Ecke von Natal und dem Mariannhill-Bikariate liegt nun die Gegend unserer beiden neuen Außenposten, die wir besuchen. Nach dem achten und neunten Apostel mögen sie St. Bartholomäus und St. Simon benannt sein.

Im hochliegenden Quellengebiet des Umkomaziflusses, auf und zwischen den Ausläufern der eigentlichen Hochgebirgskette der Drakensberge wohnen mehrere Zweigstämme der Zulus und Basutos. Manche von ihnen waren durch die Basutomission der Oblaten schon mit dem Christentume in Berührung getreten. Eine Anzahl von Männern und Burschen suchten und fanden vor schon bald 50 Jahren Arbeit in der Mariannhiller Poleslamission. Mehrere wurden getauft und zogen in ihre 7—12 Stunden entfernte Heimat zurück. Hier bildeten sich katholische Familien, die aber nur an Hauptfesten des Kirchenjahres die Mission besuchen konnten. Auch dem Missionar waren solche weite Touren selten möglich. In der Behausung eines braven Mosuto feierte er zuweilen die hl. Messe, spendete den Christen die heiligen Sakramente und gab Heiden und Andersgläubigen Katechese. So wuchs die kleine Herde heran und machte die Neugründung eines Außenpostens notwendig. Man errichtete aus Rasenschollen und Blech einige primitive Wohnungen für den Lehrer, Katecheten und einige Duzend Schulkinder. Mit der Zeit kam sogar ein Kirchlein nach europäischer Bauart aus Holz und Blech mit einem Dachreiter als Türmchen hinzu. Der Missionar bewohnte ein enges Zimmerchen hinter dem kleinen Altar. Ein Bruder teilte seine Einsamkeit und besorgte die provisorische Küche, ein Gärtchen und sonstige Handarbeiten. Die Beiden fühlten sich bei aller Armut glücklich in ihrer entlegenen Mission unter den einfachen und gutmütigen Hochgebirglern.

Der Anfang von St. Bartel war also gemacht — wenn auch ohne Noß denn im rauhen Klima brauchen Fruchtbäumchen viele Jahre, bis sie guten Stoff liefern. Manches andere aber fand sich allmählich ein. So spendierten liebe Missionsfreunde eine klangvolle Glocke, Kreuzwegstationen und ein schönes Altarbild. Sogar ein kleines Harmonium fand den Weg in die weltferne Neugründung und ein Schwarzer übte schon fleißig an den Tasten. Die Gemeinde war bis über 100 Köpfe gestiegen; bei größeren Feierlichkeiten waren es fast 200 und mehr. Eines aber fehlte immer noch: eine brauchbare Wohnung für das Missionspersonal. Endlich konnte das nötige Material hierzu beschafft werden zum „Ausbau des Bartelforts im Hochgebirge“.

Bis dahin hatte ich den äußersten Vorpostenplatz des Bikatariates noch

nie gesehen. Mit dem ersten Frühlingssturme kam nun urplötzlich der Auftrag, den Missionar in sein Hochrevier zu begleiten — als Nothelfer der Obdachlosen! Es war in den ersten Septembertagen, wo die südafrikanische Landschaft im Aschenkleide der abgebrannten Weideflächen am unschönsten aussieht. Schwarz wie die Eingeborenen und buchstäblich greulich liegen die Schluchten und Täler vor dem Auge, starren die Berge und Hügel ringsum. Die Spätwintergarnitur Südafrikas bietet wirklich einen traurigen Anblick im rauhen Hochlande. Da ist der weiße Mantel des General Frost in Europa doch viel angenehmer. Und wenn er die Schneehülle abgelegt, hat Mutter Natur schon für ein prachtvolles Unterkleid gesorgt. Der rasche Wechsel vom blendenden Weiß zum jungen Grün macht ganz anderen Effekt. Hierzulande braucht der Frühlingsseinzug viele Tage — und wenn es nicht regnet — Wochen und Monate. An der Sonne fehlt es nicht. Die ist gewöhnlich allzu freigebig mit ihrem Brennstoff. Hingegen flieht das nasse Element so oft das ganze Land südlich vom Sambesi und läßt namentlich die hochliegenden Partien verschmachten — nicht selten bis in den Oktober und November hinein. Bloß die Urwälder und Baumanlagen bilden dann in der Aschen- und Staubbüste einen Ruhepunkt für das ermüdete Auge des Reisenden.

Die sieben Reitstunden von der Hauptmission zur Neugründung waren somit um diese Zeit kein Vergnügen. Bald ging die September-Morgenkühe in richtige Mittagsglut über. Auf der öden Landstraße wirbelte der Nordwind Staubmassen auf, mit schwarzer Asche von links und rechts vermischt. Die Hautfarbe der beiden Weißen unterschied sich bald nicht mehr viel vom Naturdunkel der Eingeborenen. Doch der Missionar und sein Nothelfer setzten ihren Weg durch Farmen, dürre Felder und kahlgebrannte Weidegründe fort. Auf und ab ging es über Hügel und Berge, Täler und Schluchten, Bäche und Flüsse. Dann in die Ausläufer des Hochgebirges, höher und höher hinauf. Im anfänglichen Farmergebiet mußten nicht wenige Stacheldrahtzäune passiert werden. Fast jedesmal heißt es da absteigen um das Gitter zu öffnen und zu schließen. Wer es offen stehen läßt, kann mit empfindlicher Geldbuße bestraft werden.

Im eigentlichen Hochrevier aber hörten damals die Farmen und Zäune auf. Voran in die unermessliche Freiheit der Bergwelt! Da oben gab es auch kühlere Luft und frische Quellen. Nach 4 stündigem Ritt setzten wir uns an ein klares Wässerehen und stärkten uns mit dem Inhalt der kleinen Provianttasche. Für die Pferde gab es freilich nur halbstündige Erleichterung vom Satteldruck, denn Mutter Grün hat um diese Jahreszeit noch kein Futter für sie bereit; sie müssen sich mit einigen spärlichen Grasspizzen und Amanzi (Wasser) begnügen. Darum geht der nachmittägliche Ritt freilich auch langsamer voran. Steil und steiler wird der Weg — aber auch die prächtige Fernsicht immer großartiger. Heute herrschen ja keine Nebel und Wolken, sondern nur die Sonne am südafrikanischen Himmel.

Nun geht es wieder eine Strecke abwärts und wir sind am rauschenden Gebirgsbache, der im Sommer reißende Fluten wälzt, jetzt aber gemächlich zu überqueren ist. Allerdings liegen in diesem Flußbette auffallend viele runde „holders“ wie Köpfe und Kürbisse so groß in einer Menge, wie ich sie in keinem anderen Flusse jemals angetroffen. Das Pferd hat Mühe, ein Plätzchen für den Huf zu finden im niederen, klaren Wasserstand. Wie mag es bei schlammigen Hochwasser durchkommen? Dazu macht der große Bach in dieser Gegend so viele Windungen, daß man ihn mehreremal übersehen muß. In gerader Linie reiten wir dem hohen Ziele entgegen. Vor uns steigt

die gewaltige Felsenmauer auf, die wir vor Stunden schon aus der Ferne gesehen und in deren Schatten unser Missionsfort liegt. Es geht wieder steil aufwärts; Pferd und Reiter sind ermüdet und bald neigt sich die Sonne zum Untergange. Da schwebt auf einmal ein — eisernes Kreuz in der blauen Luft, es verlängert sich zum Türmchen und darunter das Blechdach des St. Bartholomäuskirchleins. Wir sind zur Stelle! Br. Eremita, dem das Hochgebirge bereits eine liebe Heimat geworden, kommt uns grüßend entgegen. Nun werden wir einige Zeit zu Dreien die Schätze der köstlichen Höhenluft, der großartigen Rundsicht und der heiligen Armut teilen. Auf den eigentlichen Missionsstationen sorgen die hilfsbereiten Schwestern in hausmütterlicher Regsamkeit für alles Nötige. Hier aber sind Haus und Küche, Garten, Nadel, Scheere und Waschzuber dem Hilfsapostel überlassen. Es wird auch in absehbarer Zeit nicht anders werden und bis jetzt (Mitte 1938) sind noch keine Missionschwestern so weit vorgeedrungen und so hoch gestiegen in dieser Gegend. Einstweilen sind wir selbst noch drei Obdachlose. Denn der P. Missionar wohnt hinter dem Altar, der Bruder im Küchenwinkel und ich darf neben dem Piano das Haupt zur Nachtruhe legen. Darum bald an meine Aufgabe, den Armen ein Heim zu bereiten!

Das Material liegt glücklich zur Stelle und so soll unweit der Kapelle ein Haus mit drei Zimmern, einer Küche und Veranda daraus erstehen . . . Des andern Morgens also rüstig ins Zeug! Die Bauart soll zur Kapelle passen; also ein Kolonialhaus, auf Zementsockel, von Holz, Blech und Brettern. Das geht rasch und kann im Notfalle ein solches Bauwerk auch an andere Orte übertragen werden. Letzteres ist nach einiger Zeit tatsächlich unserem ganzen Fort Nr. 8 passiert. Kirchlein und Wohnhaus wanderten mehrere Stunden weit; doch St. Bartel ersteht in neuester Auflage zum zweitenmal am gleichen Ort. Ich erzähle hier nur von der ersten, und als Vorstufe zur benachbarten Nr. 9, St. Simon im Gebirge. Mariannhill



Hochw. P. Bertram Girch CMM. im Kreise südafrikanischer Männer
 Photo: P. B. Girch



Hochw. P. Bertram Sirch CMM. in der Mission beim Festschmaus
Photo: P. B. Sirch

hatte für uns drei Obdachlose gütig vorgearbeitet und das Baumaterial zum Teil schon präpariert. So ging die Sache nun flott voran. Am 14. September konnten wir bereits Kreuzerhöhung buchstäblich feiern. Auf dem errichteten Dachstuhl über dem neuen Haus-Skelett pflanzte ich nämlich ein mächtiges, mit Grün und buntem Schmuck verziertes Kreuz auf. Es war ein Samstag. Am Sonntag staunte die hundertköpfige St. Bartels-gemeinde nicht wenig über den unerwarteten Anblick. Es war eine freudige Überraschung für das zutrauliche Bergvölkchen.

Die hiesige Gemeinde kann mit den Jahren auf 500—700 Katholiken anwachsen, denn die Zulus und Basutos haben bei aller Armut meistens eine zahlreiche Familie. Ihrem Umfundisi sind sie aufrichtig zugetan, zumal wenn er sich ihre Sprachen gut angeeignet hat. Der jetzige praktiziert gern eine besondere Art von Predigt für seine Schwarzen. Außer feierlichem Gottesdienst mit Harmoniumbegleitung, Ansprache und Katechese hält er, so oft immer tunlich, an den Sonntagen Prozession mit kirchlichen Geväandern, Glockenklang und Fahnen in weitem Bogen rings um die Kapelle. Das macht Eindruck auf die Naturfinder und zieht die von der Ferne an, wenn sie von den Bergen den buntfarbigen Umzug sehen und ihre bekehrten Volksgenossen laut beten und singen hören. Diese Art Inshumahelo eignet sich vorzüglich in der Osterzeit. Hier aber wird sie noch öfter mit Erfolg angewendet. Der Missionar muß sich aller guten Mittel bedienen.

Nach Fertigstellung der Holzarbeiten gefellte sich noch ein vierter Helfer zum Kleeblatt in der Einsamkeit. Wände und Dach des neuen Hauses samt Veranda waren mit Blech zu bekleiden und damit die Obdachlosen rascher einziehen konnten, teilte ein willkommener Blechschmied die weitere Arbeit. So viele Europäer waren wohl noch nie gleichzeitig an diesem verlorenen Punkte Afrikas! St. Bartel wird auch sobald nicht wieder eine vierköpfige Ordensgemeinschaft sehen.

Ort und Lage haben viele Vorteile — aber auch einen großen Mangel, nämlich an Wasser. Der muntere Bergbach ist ziemlich weit entfernt und bis zur nächsten, dünnen Quelle braucht es eine kleine Viertelstunde. Auf die Dauer ist es ein meilenlanger Weg mit dem Eimer in der Hand oder auf dem Kopf. Blechbauten werden darum in solchen Gegenden doppelt geschätzt, weil das Regenwasser in Tanks gesammelt werden kann, was bei den Strohdächern nicht der Fall ist. Wir beiden Nothelfer lösten also auch die Wasserfrage dieser Neugründung!

Wie schon erwähnt, türmt sich unweit der Station eine weithin sichtbare Felsenmauer auf. Am östlichen Abhang ragt ein wunderliches Steingebilde, ein Horn aus dem Massiv hervor wie ein sehr schief geneigter Turm. Von der stumpfen Spitze zur Tiefe sind es ungezählte Meter. Die merkwürdige Formation zieht jeden Bergsteiger an; nicht minder der Hochgrat auf der Felsenmauer, der in der Zulusprache das hohe „Gegenüber“ heißt. Schon auf dem Herweg war mein Entschluß gefaßt: da hinauf klettern wir einmal! Zwei gute Sonntagnachmittagstunden schienen zu genügen. Freilich stimmte die Rechnung bei weitem nicht, wie ich mit meinem Begleiter, Br. Koch aus Ostdeutschland, bald erfahren sollte.

Nach vollständig geleisteter Feiertagspflicht und empfangenem hl. Segen im Haus des Herrn machten wir uns mit guten Bergstöcken versehen gegen 2 Uhr auf den Weg. Die Luft war so blau und das Tal nun auch grün im zarten Erstlingschmucke der afrikanischen Frühlingsspur nach einigen feuchten Nebeltagen, die den Regen oft spärlich ersetzen. Um diese Zeit hat die Landschaft ein sehr „gemischtes Aussehen.“ Je nach dem früheren oder späteren Einäschern der Grasflächen sind sie entweder noch schwarz und grau oder sie zeigen spärliches oder saftiges Grün. Das Letztere sticht dann gegen die beiden ersten doppelt wohlthuend ab. Solcher Kontrast kommt in Europa kaum je zum Vorschein. An den Abhängen des Hochgebirges tritt der Unterschied noch mehr zutage. Eine Wanderung im September und Oktober hat darum in dieser Gegend eigentümliche Reize.

Nach einer gemüthlichen Stunde des Aufstieges begann das eigentliche Klettern an der Flanke des Felsenmassives. Bald sahen wir, daß diese Partie allein mehr als zwei Stunden beanspruchen würde. Die Sonne geht aber schon vor 6 Uhr unter und wir standen in der Neumondwoche. Unser hohes Ziel wollten wir indessen nicht auf halbem Wege preisgeben. Darum vorwärts auf Händen und Füßen von Staffel zu Staffel trotz Schweiß und sinkender Sonne! Meinem Begleiter ging der Atem aus; ich konnte eben noch die Spitze des Felsenhornes erreichen, die kaum 3 Meter Raum bietet, und im Glanze der letzten Tagesstrahlen die ganze Landschaft schauen. Der Rundblick war freilich gestört durch aufsteigenden Rauch verschiedener Grasbrände in der Ferne. Unter dem Turm gähnte die schwindelnde Tiefe, oben verklärte feierliche Stille den einzig schönen Sonntagabend. Nach kurzer Rast konnten wir noch den nahen Hochgrat erklimmen und da den Untergang der Sonne, Ukutshona kwelanga, beobachten. Unwillkürlich drängte es uns zu einem Gebet und Avegesang mit einer Strophe von „Großer Gott, wir loben Dich!“ auf dieser Hochgebirgsstelle, die wir zum ersten und wohl auch zum letzten Male erklimmen hatten. Schade, daß die hereinbrechende Nacht so bald zur Umkehr nötigte. Eine solche Bergtour sollte nicht am Nachmittag, sondern in früher Morgenstunde angetreten werden . . .